

[Vote] Wettbewerb 07: Original Character

Aufgabestellung:

Wirklich jeder von uns kennt sie: OC's - unsere eigenen Charaktere. Ob wir sie in einer ganzen Fanfiction oder nur in einem einzelnen Werk verwenden - sie sind immer mit dabei. Und genau darum soll es dieses Mal gehen! In diesem Wettbewerb habt ihr nämlich die Aufgabe, eben jene in einer kurzen Geschichte möglichst originell vorzustellen. Inwiefern ihr euren Charakter beschreiben wollt und was genau er in der Geschichte erlebt, ist eure eigene Entscheidung. Wichtig dabei ist nur, dass man als Leser sofort weiß, dass es sich dabei um eine Charaktervorstellung von einer selbst erfundenen Figur handelt und es ein Fließtext und kein Steckbrief ist. Außerdem ist bei diesem Wettbewerb ein Pokémonbezug gefordert, es ist euch also auch frei gestellt, eine Person oder ein Pokémon für euren eigenen Charakter zu verwenden!

Ihr könnt 8 Punkte verteilen, maximal 5 an eine Abgabe.

Inhaltsverzeichnis:

01 - Pferdeschwänze	02
02 - Onigoroshi: Dämonenjägerin	04
03 - Netter Er sucht süße Sie	06
04 - Ein Tropfen im weiten Ozean	07
05 - Erstgespräch	09
06 - Ruf der Wildnis	12
07 - Weil ich einfach Ich sein will...	14
8 - Die, die ich suche	16
9 - Sasha, die Überlebende	19
10 - The Day before Tomorrow	21
11 - Im Sternenlicht	24

01 - Pferdeschwänze

Pferdeschwänze

Ich seufzte und streckte eine Hand ins warme Licht der Morgensonne, inmitten des gelblichen Lichts sah meine Hand fast schwarz aus, doch ich wusste, dass sie bald die helle Cremefarbe, die sie bei Tag hatte, annehmen würde.

Morgendämmerung.

Viel zu hell.

Langsam rappelte ich mich von dem weichen Teppich empor auf dem ich die ganze Nacht gelegen hatte, nahm zwei zufällige Kleidungsstücke aus meinem Schrank hervor und zog sie mir über. Mein helloranges Top passte zwar überhaupt nicht zu meinem schwarz und violett gestreiften Faltenrock, doch mir war es egal. Ich war nicht länger jemand, der für die Medien interessant gewesen wäre. Mit langsamen Strichen bürstete ich mein langes schwarzes Haar nach hinten und band es mit einem Haargummi, den ich um den Arm getragen hatte zu einem losen Pferdeschwanz zurück. Eine Frisur, wie sie jeder hatte, nicht der hohe, wippende Pferdeschwanz, den ich zu meinen Glanzzeiten getragen hatte. Die Frisur einer Verliererin. Ich ging hinaus in den Flur meines Hauses. Der Parkettboden war geputzt, die Wand violett angestrichen, alles war wie immer. Nur eine Sache war anders: Es war nicht mehr das Haus eines Champs.

Ich öffnete die Türe meines Hauses und schaute in den Briefkasten. Das meiste war Werbung, ein paar vereinzelte Briefe und hier und da eine Rechnung, doch als ich fast den ganzen Papierstapel abgetragen hatte, erstarrte ich plötzlich mitten in der Bewegung. Da lag die neueste Ausgabe des Poké-Weekly Magazins, und obwohl ich solchen Zeitschriften normalerweise kaum Beachtung schenkte, konnte ich nicht anders, als das Cover anzustarren. Darauf war ich abgebildet. Zweimal.

Links gab es ein Foto von mir, als ich Champ geworden war, damals war ich knapp 16 Jahre alt. Auf dem Bild trug ich ein lilafarbenes Glitzertop mit Spaghettiträgern und eine schwarze Röhrenhose. Mein Haar war in einem hohen Pferdeschwanz mit einer einzelnen violetten Strähne inmitten der schwarzen Flut und meine violetten Augen lachten in die Kamera. An meiner Seite war mein treues Absol.

Rechts jedoch war ein Junge abgebildet, der die Faust in bester „Ich habe gewonnen“-Manier in die Luft gestreckt hatte. Er hatte hellblonde Haare und blaue Augen. An seiner Seite war ein Lucario, und am Bildrand wieder ich, mein Absol vor mir am Boden liegend. Besiegt und doch stolz lächelnd über die Tatsache, dass es einen neuen Champ gab, nachdem ich den Titel über dreissig Jahre lange verteidigt hatte. War ich die Einzige, die gewusst hatte, dass mein Lächeln gezwungen war?

Langsam ging ich in mein Haus zurück und setzte mich auf die Couch, auf ihrem schwarzen Futter wurde es nur noch klarer, dass bereits vereinzelte silberne Strähnen mein Haar durchzogen.

„Ich bin kein Champ mehr.“

Es laut auszusprechen machte es nur noch schmerzhafter. Ich seufzte wieder und zog einen Pokéball von meinem Gurt.

„Absol, Bühne frei.“

Absol schlug einen kleinen Salto, ehe es elegant auf dem Teppich landete und sich kurz über die Brust leckte, seinen Kopf liebevoll an meine Seite schmiegte. Ich kraulte es leicht am Kinn.

„Weisst du noch, wie alles angefangen hat?“, flüsterte ich ihm leise zu, während meine Hand langsam auf die Couch zurückfiel und Absol antwortete indem es lautlos neben mich sprang und seinen Kopf auf meinen Schooss legte. „Du warst damals noch ganz scheu.“

Ein zehnjähriges Mädchen schaute unruhig die drei Pokémon vor sich an, die alle versuchten, es zu beeindrucken. Links stand ein Serpifeu, das seine Nase elegant in die Höhe hielt und ab und zu Rankenhieb einsetzte, um das Ottaro, das sich in der Mitte befand, daran zu hindern, ihm das Essen zu klauen. Dieses Ottaro wiederum versuchte erfolglos den dicken Ranken, die es umwickelten, zu entkommen, während ganz rechts ein Floink stand, das die Streiterei nur mit einem ausdruckslosen Blick beobachtete und teilnahmslos seinen Futternapf leerte. Das Mädchen zog die Augenbrauen zusammen und wippte unschlüssig vor und zurück. Keines dieser Pokémon war das, worauf sie gehofft hatte, keines rief in ihr ein Gefühl à la „Das ist es!“ hervor. Sie beugte sich über die drei Starter und wollte eben auf einen deuten, als sie plötzlich etwas hörte.

„A-Absol?“

Unter einem der Labortische schaute ein kleiner weiss-grauer Körper hervor, den Kopf ängstlich gesenkt und das Fell aufgestellt um grösser zu wirken. Als das Wesen den Blick des Mädchens auf sich spürte, zog es sich sofort wieder unter den Tisch zurück.

„Professor, was ist das für ein Pokémon?“, rief das Mädchen Professor Esche zu, die gerade einen Stapel Bücher durch ihr Labor trug.

Die Professorin sah sich erst suchend um, da sie durch ihren Bücherstapel kaum etwas mitbekam und antwortete dann: „Welch-, oh, du meinst Absol. Ich habe es als Junges gefunden, es wird wohl von seinen Eltern verstossen worden sein. Es ist sehr scheu und hat bis jetzt jeden einzelnen Kampf verloren, deswegen wird es oft von den anderen Pokémon gehänselt.“

Das Mädchen starrte eine Weile lange nachdenklich in die Luft, ehe es sich wieder dem Absol zuwandte und ihm eine Hand hinstreckte, die von diesem misstrauisch beäugt wurde.

„Ab...sol?“

Das Mädchen kicherte leise. „Keine Angst, meine Hand ist nicht giftig, noch verbrennt sie dich.“ Das Absol legte bei diesen Worten den Kopf schräg als wolle es sagen „Wirklich? Das wusste ich nicht.“ und schnupperte leicht an der ihm dargebotenen Hand, ehe es zaghaft daran leckte.

Wieder kicherte das Mädchen. „Hey, Absol, das kitzelt!“ Und dann rief es an Esche gewandt: „Könnte ich statt einem Starter dieses Absol haben?“

„Bist du dir sicher?“, kam die Antwort gedämpft hinter einem Bücherstapel hervor, „Es ist weder ein Starter, noch ein besonders guter Kämpf-“ „Jedes Pokémon kann stark sein, wenn es nur genug Selbstvertrauen hat. Stimmt’s, Absol?“ Das Absol schaute zuerst verdutzt zu seiner neuen Trainerin auf, ehe es zuerst ungläubig und dann fröhlich den Kopf hob. Als hätte es nur auf dieses Signal gewartet, nahm das Mädchen eine von Absols Tatzen in die Hand und flüsterte: „Egal wie unmöglich es scheint, wir beide werden es schaffen und eines Tages werden die, die dich gehänselt haben in unserem Staub bleiben. Versprochen? Wir schaffen das, egal wie unmöglich es scheint.“ „Ab-Absol!“

„Ab-sol!“

Verwirrt tauchte ich aus meinen Erinnerungen auf und blickte in Absols besorgtes Gesicht.

„Entschuldigung, ich bin in Gedanken versunken. Was ist los, Absol?“

„Ab-sol!“, sagte Absol auffordernd und hielt mir eine Tatze hin. Ich legte fragend den Kopf schräg, doch ehe ich Absol fragen konnte, was es damit bezweckte, legte es seine Tatze auf meine Hand und sah mich vorwurfsvoll an. „Was-“, setzte ich an, doch da dämmerte es mir.

Als hätte es nur auf dieses Signal gewartet, nahm das Mädchen eine von Absols Tatzen in die Hand und flüsterte: „Egal wie unmöglich es scheint, wir beide werden es schaffen und eines Tages werden die, die dich gehänselt haben in unserem Staub bleiben. Versprochen? Wir schaffen das, egal wie unmöglich es scheint.“ „Ab-Absol!“

„Wir schaffen das, egal wie unmöglich es scheint. Es tut mir Leid, ich habe unser Versprechen gebrochen. Aber ich werde versuchen, es wiedergutzumachen. Absol, wie wäre es mit ein wenig Training?“ „Absol!“

Zwei Wochen später war ich wieder auf der Titelseite des Poké-Weekly. Die Schlagzeile lautete: „Hatte sie vielleicht nur einen schlechten Tag? Noir DeLaurent hat den Titel des Champs im Handumdrehen zurückerobert.“

Darunter war ein Bild von mir und Absol. Absol stand stolz über einem ohnmächtigen Lucario, während meine schwarzen Haare in einem Pferdeschwanz zusammengebunden waren. Einem wippenden, hohen Pferdeschwanz.

02 - Onigoroshi: Dämonenjägerin

Mit einem unnatürlichen Fauchen stürzte sich die wolkengraue Puppe auf ebenjene junge Frau, welche vor nicht mehr als fünf Sekunden versucht hatte, den bösen Geist zu exorzieren – ohne Erfolg, wie die hasserfüllte Attacke des Dämons bezeugte. Von rasendem Zorn geleitet, riss das besessene Wesen sein Maul unnatürlich weit auf und bombardierte die Frau, welche es gewagt hatte, seine Ruhe zu stören, mit Kugeln reinster Höllenexistenz. Diese allerdings hatte nur auf das alles verzehrende, blaue Irrlicht gewartet, und in dem Augenblicke, da der Geist erneut eine der lodernden Sphären nach ihr schicken wollte, preschte sie voran, an dem Dämon vorbei, und versiegelte seine Bewegungen, indem sie einen Bannsticker auf seinem Rücken fixierte.

„Das nächste Mal könntest du mich ruhig vorwarnen“, sagte sie, an einen Jungen gerichtet, der das Spektakel aus sicherer Entfernung – genauer: der Zimmerecke, versteckt hinter einem Bücherregal, aus dem zur besseren Sicht einige Wälzer entfernt waren – beobachtet hatte.

„Dann würde ich hierfür nicht ganz so lange benötigen.“ Der Junge grinste verlegen und sie verdrehte die Augen. Wie war sie nur wieder in diese Situation gelangt?

Der Tag – ein vierzehnter Januar im Jahre 2096 – hatte so schön angefangen. Izanami Houshin, ihres Zeichens Dämonenjägerin, letzte Überlebende ihres Clans der Houshin und jüngste Vertreterin der Geister exorzierenden Zunft seit der großen Katastrophe von vor über hundert Jahren, war mit der Gewissheit aus ihren Träumen erwacht, dass dieser Tag ein ganz besonderer werden würde. Noch bevor ihr Blick in den Spiegel fiel, wusste sie bereits, dass sie erneut umwerfend aussah, mit ihren rückenlangen silberblonden Haaren, den gletscherblauen Augen, der so unschuldig wirkenden Körpergröße von einem Meter und siebenundfünfzig Zentimetern und –

„Was zur Hölle?!“ Ungläubig betrachtete Izanami das Vogelnest, welches sich über Nacht in ihren Haaren gebildet hatte und von dem sie nicht wusste, wie es dorthin hatte gelangen können. Die dunklen Ringe unter ihren Augen bestätigten allerdings ihren langsam aufkeimenden Verdacht, dass sie wieder einmal unruhig geschlafen und vermutlich allerlei unnütze Träume gehabt hatte. Wie schon viel zu oft in letzter Zeit.

„Wenn ich mich denn wenigstens an meine Träume erinnern könnte“, knurrte sie genervt, mit flinken Händen das Chaos ihrer Haare entwirrend, während sie unruhig vor dem Spiel auf und ab ging. Tatsächlich fragte sie sich schon seit langem, weswegen ihr keiner ihrer nächtlichen Ausflüge in das Traumreich im Gedächtnis blieb, zumal ihr dies als kleines Kind stets möglich gewesen war. Was war es also, das ihr die Fähigkeit nahm, sich nach dem Aufwachen an die Träume der vergangenen Nacht zu erinnern?

Vor allem aber quälte sie die Frage, was das überhaupt für Nachtmahre sein konnten, die zur Folge hatten, dass sie sich am Morgen in einem solch desolaten Zustand wiederfand.

„Ach, ist ja auch egal.“ Mit einem resignierten Seufzen verbannte Izanami die unliebsamen Gedanken in die hinterste Ecke ihres Geistes, um sich – nachdem sie das Vogelnest in ihren Haaren letzten Endes doch noch bezwingen können – stattdessen jenen Dingen zu widmen, für die sie eine Erklärung hatte. Wie zum Beispiel den Nebulak, welche seit dem vergangenen Abend ein paar Häuser weiter für Unruhe sorgten und die Anwohner dort in Angst und Schrecken versetzten. Aufgewühlt und voller Furcht waren sie zu ihr, der berühmten Dämonenjägerin und Exorzistin Izanami Houshin gekommen, und sie hatte versprochen, sich gleich am Tage darauf um die Geistererscheinung zu kümmern. Einen letzten Blick warf sie auf den zerknitterten Kalender und die Speisekammer, in der ein leckerer Schokoladenkuchen nur auf sie zu warten schien; dann griff Izanami nach einem kleinen Stoffbeutel, deren Inhalt zur Austreibung der Nebulak reichen sollte, und verließ kopfschüttelnd das Haus.

„Ein ganz besonderer Tag«, murmelte sie, während sie ein letztes Mal ihr noch immer widerspenstiges Haar betastete, »dass ich nicht lache!“

Der Dämon in Form einer harmlosen Puppe nutzte den Augenblick der Unachtsamkeit, dem Izanami sich hingab, um den Jungen scherzhaft zu rügen, und entledigte sich mithilfe des ihm zuvor noch zum Verhängnis gewordenen Irrlichtes. Schmerzhaft löste sich der bannende Gebetsstreifen von dem, was wohl als seine Haut bezeichnet werden könnte, und das besessene Wesen fauchte ärgerlich über die Probleme, die ihm diese Frau eingebracht hatte. Dafür – und für die Tatsache, dass sie so ekeleregend von sich selbst überzeugt schien – sollte sie büßen!

Sich nach den Schatten in den finsternen Zimmerecken ausbreitend, bereitete der Geist seine finale Attacke vor, nicht ahnend, dass Izanami – die nicht zu Unrecht den Titel der jüngsten Exorzistin seit der großen Katastrophe trug – nur auf seinen Angriff wartete. Während sie dem Jungen Vorbehalte gemacht hatte, war ihre Konzentration immer wieder kurz zu der besessenen Puppe geschweift, und so hatte sie natürlich gesehen, wie es sich von ihrem Bannsticker lösen konnte. Zunächst voller Erstaunen, dass es dem Dämon gelungen war, sich ihrer Macht zu widersetzen, hatte sich rasch die endgültige Gewissheit herauskristallisiert, dass die Götter an diesem Tage wohl alles taten, um sie, Izanami Houshin, zu peinigen.

„Happy Birthday“, murmelte sie mit einem Seufzen, bevor sie herumfuhr, einen weiteren ihrer Gebetsstreifen zückte und die Finte des Shuppet in einer einzigen fließenden Bewegung verhinderte. Ein weiterer Handgriff, eine geflüsterte Bannformel, ein letzter Blick an die hölzerne Decke und durch diese hindurch geradewegs in die Gefilde der Götter – und das Geistpokémon wand sich unter den Einwirkungen des exorzierenden Papiers und der austreibenden Worte wie unter grauenvoller Pein.

„Heute ist echt nicht mein Tag.“ Izanami dachte einen Moment lang sehnsüchtig an den süßen, schokoladenen Geburtstagskuchen in ihrem Küchenschrank, dann schüttelte sie diesen Gedanken energisch ab und wandte sich ein letztes und endgültiges Mal an den Dämon.

„Irgendwie tut es mir ja fast schon leid, dass du meine ganze schlechte Laune abbekommst“, sagte sie mit einem Schulterzucken und trat auf das Shuppet zu, dessen wachsamen Augen jede einzelne ihrer Bewegungen sorgsam beobachteten. Einen Atemzug lang schien so etwas wie Furcht in ihnen zu liegen, als Izanami ihre Gebetsperlen hervorholte, um mit diesen den Geist ein für alle Mal zum Teufel zu jagen – und als die junge Frau dies sah, den Bruchteil einer Sekunde lang zögerte und schließlich ihren Fehler erkannte, war es bereits zu spät.

„Königin!“ Die dämonische Puppe zuckte unter dem herrisch klingenden Tonfall zusammen und schaute schuldbewusst zu einer jungen Frau von gerade einmal achtzehn Jahren auf, die streng auf das Geistpokémon hinab starrte. Frostig blau wie kühlestes Eis blitzten ihre Augen, als sie den Blick des Shuppet erwiderte, der zwischen reuevoll und schelmisch zu changieren

schien, und wenngleich viel zu spät, so versuchte es doch, die verräterische Schokoladencreme aus seinem Mundwinkel verschwinden zu lassen – ohne Erfolg. „Sag mir nicht“, begann Izanami, die Stimme weiter erhebend und anklagend mit einem Finger auf das Geisterwesen vor ihr zeigend, „dass du es gewagt hast, meinen Geburtstagskuchen zu essen!“

Ohne Zweifel war dies eine rhetorische Frage, stand doch bereits fest – nicht zuletzt durch die zu spät entfernten Überreste der schokoladenen Umhüllung des Gebäckstückes –, wer sich an dem mit viel Liebe zubereiteten Backwerk gütlich getan hatte. Das Königin genannte Shuppet wagte es dennoch, ohne auch nur einen Anflug von Reue zu zeigen, den Kopf zu schütteln und zugleich einen vagen Blick gen Speisezimmerfenster zu werfen.

Ich habe ja noch versucht, den Tunichtgut aufzuhalten, schienen ihre so unschuldig dreinblickenden Augen sagen zu wollen, und für einen Moment erlag der Dämon der widersinnigen Hoffnung, ihre Partnerin doch noch überlistet zu haben.

„Hältst du mich ernsthaft für so bescheuert?“ Die Stimme Izanamis überschlug sich beinahe, während sie, vor Wut schnaubend, auf die Geisterpuppe zutrat, und bereits einen ihrer unheilvollen Bannsticker zückte. Bedrohlich ragte das Menschenmädchen trotz ihrer doch eher geringen Körpergröße vor dem Shuppet auf, und auch wenn ihr Haar wie so oft wild in alle Richtungen abstand – die Träume, welche sie seit nunmehr zwei Jahren heimsuchten, brachten sie inzwischen fast jede Nacht um ihren Schlaf –, wusste der Dämon namens Königin, dass mit ihr nicht zu spaßen war.

Aber sonst wäre es ja auch irgendwie langweilig. Der plötzlich aufkommende Gedanke durchzuckte das besessene Wesen wie ein Blitzschlag, und für einen Moment schienen Zeit und Raum zu verharren. Ungläubig ließ es sich das Gedachte noch einmal durch den Kopf gehen und auf der Zunge zergehen, bevor wohligh warme Erkenntnis sich in seinem Inneren breitmachte.

Wer hätte gedacht, dass du trotz deiner selbstverliebten Art so etwas wie Sympathie in mir wecken könntest, dachte das Shuppet bei sich und erinnerte sich an ihre erste Begegnung, die der momentanen Situation nicht unähnlich war. Genau ein Jahr war bereits seit jenem schicksalhaften Tage vergangen, und auch wenn sie nie genauer über ihre Beziehung zueinander nachgedacht hatte, musste sich Königin nun eingestehen, dass ihr dieses vorlaute Menschenmädchen mit der Fähigkeit, Geister auszutreiben und Dämonen zu exorzieren, inzwischen längst ans Herz gewachsen war.

Ein brennendes Ziehen riss das Geispokémon aus seinen melancholischen Gedanken, und verwirrt betrachtete es einige Sekunden lang den Gebetsstreifen, der quer über seinem Angesicht prangte, bevor es seinen Mund zu einer frohlockenden Fratze verzerrte.

„Machst du dich etwa gerade über mich lustig?“, fauchte Izanami erbost, doch unter ihrer Maske der Empörung blitzten die gletscherblauen Augen belustigt auf. Flink griffen ihre Hände nach dem Shuppet, das auf den liebevoll gegebenen Namen Königin hörte, und schlossen es in eine warme, herzliche Umarmung.

03 - Netter Er sucht süße Sie

Hach, ist das alles kompliziert, dachte sich Kalli. Bis hier war es ja recht einfach gewesen den Fragebogen auszufüllen, den ihm die Octillery-Datingagentur zugeschickt hatte. Vieles konnte man mit Ja oder Nein beantworten oder mit einer eindeutigen Antwort. Dazu gehörten natürlich Fragen nach dem Alter, in seinem Fall acht Jahre, dem Gewicht, bei dem Kalli 47,9 Kilogramm eintrug, obwohl es nach dem letzten Wiegen irgendwo knapp über fünfzig gelegen hatte, aber wem sollte so etwas schon auffallen? Dafür gab er bei der Größe statt der tatsächlichen 89 Zentimeter 101 an, das hörte sich sehr gut an, und hey, mogelte nicht jeder

ein bisschen? Nicht mogeln hingegen konnte er bei der Frage nach dem Shiny-Status. Aber bitteschön, wer erwartete denn ernsthaft, dass ein shiny Pokémon die Hilfe einer Datingagentur in Anspruch nahm? Solche Octillery konnten doch an jedem Tentakel zehn Ladys haben. Jedenfalls hatte Kalli alles nach bestem Wissen und Gewissen ausgefüllt. Anhand dieser Liste würden sie ihm dann eine Partnerin heraussuchen, die möglichst viele Übereinstimmungen mit ihm aufwies.

Nun aber fehlte eben noch ein selbst verfasster Text, in dem man frei zu Papier bringen sollte, wie man sich das erste Treffen vorstellte. Dies würden die jeweiligen potentiellen Partner dann vorab zu lesen bekommen. Oh Gott, oh Gott, damit konnte man alles versauen. Aber es nützt wohl nichts, also auf geht's:

Hallo liebe Unbekannte,

Wenn du das liest, dann passen wir laut unserer Fragebögen wohl ganz gut zusammen. Also, warum sollten wir uns dann nicht einmal treffen? Vielleicht könnte ich dir meinen Lieblingsplatz in der Ondula-Bucht zeigen und wir sehen uns gemeinsam den Sonnenuntergang an, der dort besonders romantisch ist. Wer weiß, vielleicht entdecken wir jeder ein Liebiskus, das wir uns gegenseitig schenken können. Aber vielleicht magst du auch lieber das Abenteuer und wir unternehmen einen Ausflug zur Kuh-Muh-Farm. Ich bin durchaus ein Pokémon, mit dem man Ponitas stehlen kann, wenn du verstehst, was ich meine. Davon, dass wir einen unvergesslichen Tag verbringen werden, bin ich jedenfalls überzeugt. Wie es dann weiter geht, steht natürlich noch in den Starmies, aber man kann ja nie wissen, ob das Schicksal vielleicht gerade uns zwei füreinander bestimmt hat.

In hoffnungsvoller Erwartung.

Kalli

Sollte er das wirklich so lassen oder lieber noch mal eine Nacht darüber schlafen? Irgendwie klang das doch alles ziemlich schmalzig und vielleicht sogar ein bisschen abschreckend. Was solls, dachte Kalli. Augen zu und durch, so kann es ja schließlich auch nicht weitergehen. Wenn es nur an diesem Text scheitert, dann ist sie sowieso nicht die Richtige, schließlich kommt es doch sowieso auf den Charakter an (sagte jedenfalls jeder). Also rein damit in den Umschlag und ab damit. Der Rest war jetzt nur noch warten und hoffen.

04 - Ein Tropfen im weiten Ozean

Herbstenau, den 21.3.2018

Sehr geehrte Damen und Herren,
mein Name ist Minami Himaneru und ich würde mich gern als Pokémon-Ranger in Fiore bewerben.

Oh Mann, und jetzt sitze ich hier nur und habe keine Ahnung, wie ich das weiterführen soll ... Ich kann das doch nicht einfach so abschicken! Arceus, wo habe ich mich da nur reingeritten? Hm, was schreibt man denn in so einem Fall ...

~~Schon als Kind habe ich Pokémon geliebt~~

Nein, so nicht, das ist zu kindisch und standardmäßig, als fällt mir nichts anderes ein. Denk nach, Minami, denk nach ... Allgemeine Informationen! Allgemeine Informationen sind immer gut!

Ich wurde am 21. März 2002 in Herbstenau geboren, bin also genau heute 16 Jahre alt geworden. ~~Ich schreibe das hier an meinem Geburtstag, weil es ein Meilenstein in meinem Leben sein soll~~

Um Himmels Willen, das klingt als wüsste ich schon, dass ich angenommen werde. Lieber nicht! Also nochmal ...

Ich schreibe das hier an meinem Geburtstag, weil ich zeigen möchte, dass mir Pokémon genauso wichtig sind wie ich selbst. Als normales Mädchen aus Herbstenau kam es für mich nie infrage, Trainerin zu werden, da mir vor allem die Fiore-Region sehr am Herzen liegt

Hä? Bitte was? Das stimmt zwar, aber wie klingt das? Naja, besser krieg ich das eh nicht formuliert.

und ich, um als Trainerin Erfolg zu haben, hier wegreisen müsste. Tatsächlich finde ich aber die Arbeit der Ranger hier ~~unglaublich~~ interessant und beeindruckend, wie sie den Pokémon und Menschen Tag für Tag helfen und in Fiore für Recht und Ordnung sorgen.

Abgesehen davon haben sie coole Outfits ... Aber das sollte ich besser nicht reinschreiben.

Mir ist durchaus bewusst, dass ihre Arbeit nicht ~~immer~~ einfach ist, aber das schreckt mich nicht ab. Ich habe schon immer mit Pokémon gelebt und bin bereit, für sie einige Opfer zu bringen. Das Fukano, das mich seit meiner Kindheit begleitet, und ich helfen immer wieder Anderen – auch, weil die Ranger und ihre Partner ein Vorbild für uns sind, dem wir nacheifern.

Wow, das klingt tatsächlich nach etwas! ... Ich fühl mich echt schlecht, dass ich so etwas denke, während ich das schreibe. Als würde ich hier Sachen erfinden, aber es stimmt ja, was ich in den Brief schreibe ... Leider habe ich jetzt auch schon keine Ahnung mehr, was ich hier noch sagen soll. Ohne mich zu wiederholen, versteht sich. Äh ... Ihre Arbeit!

Was mich an der Arbeit der Ranger so anzieht, ist, dass man wirklich etwas leisten kann und nicht einfach nur von außen zusieht. Das hat mich bis jetzt immer gestört, an der Seite zu stehen und nur kleine Beiträge leisten kann, es ist zwar zumindest irgendetwas, ein Tropfen im Ozean, aber ich will kein Tropfen sein. Ich will eine Welle sein, die das Böse und Schlechte wegwäscht.

Vielleicht ist das egoistisch von mir. Vielleicht sollte ich mich damit zufriedengeben, was jetzt ist. Dann ist das eben so. Daran kann ich nichts ändern, glaube ich, es liegt einfach in meiner Art, etwas tun zu wollen.

Okay, das kam jetzt irgendwie zu mir ... Sobald ich mich einmal in Rage geschrieben habe, puh, es klingt ganz anders als mein holpriger Anfang. Wie war das? Aller Anfang ist schwer? Jetzt habe ich aber wirklich keine Ideen mehr. Die Beispiele im Internet geben auch nicht mehr Inhalt her ... Naja, man soll's beenden, wenn's am schönsten ist, nicht?

Deshalb wäre ich wirklich ~~froh dankbar glücklich~~

Aaaach!

dankbar, würden Sie mich als Ranger-Schülerin aufnehmen oder mich zumindest beweisen lassen, dass ich geeignet bin

Äh, nein. Das klingt viel zu arrogant.

einladen, damit Sie selbst einschätzen können, ob ich geeignet dazu bin, als Ranger aktiv zu werden. Zumindest würde ich mich über eine Rückmeldung freuen.

Mit freundlichen Grüßen,
Minami Himaneru

*Ach, super. Und das jetzt noch abschicken ...
Oh Arceus.*

05 - Erstgespräch

Als Alina Devor die Klinke ihres Behandlungszimmers hinunter drückte und die Tür sanft aufschob, strahlte ihr Gesicht eine gelassene Freundlichkeit aus, die in ihrem Beruf auch gerne mit Professionalität gleichgesetzt wurde. Souveränität stand in diesem Moment an erster Stelle.

Denn auf der schwarzen Couch an der Wand saß keiner ihrer üblichen Patient, niemand der unter dem Burnout-Syndrom, Verlustängsten oder Trennungsschmerz litt. Zumindest laut den ersten Informationen, die man ihr zur Verfügung gestellt hatte, nicht. Möglicherweise war er doch einer von vielen.

Immerhin sah er gänzlich anders aus, als sie erwartet hatte. Alina hatte mit einem dünnen Burschen gerechnet, mit tiefen Augenringen, eingefallenen Wangen und einem Blick, aus dem nur Müdigkeit oder Wut spricht. Doch der junge Mann war hübsch und wirkte kerngesund. Er schien Anfang Zwanzig zu sein, obwohl er auf dem Papier ein paar unbedeutende Jahre älter war. Sein gepflegtes, rotes Haar glänzte im Licht der Sonnenstrahlen, die durch die Fensterscheibe traten und seine grünen Augen betrachteten sie interessiert, aber nicht feindselig.

»Hallo, Doktor«, kam er ihrer Begrüßung zuvor. »Sie sind doch der Doktor, oder?« Das war nicht gerade der perfekte Anfang, wie er in einem Lehrbuch beschrieben wurde. Sie hätte ihn zuerst begrüßen sollen. Dennoch ließ Alina sich diesen kleinen Fauxpas ihrerseits nicht anmerken und reichte ihrem Patienten die Hand.

»Guten Tag, Herr Gehlen«, Ein kurzes Händeschütteln. Sein Griff war fest, aber nicht dominant. »Soll ich Sie weiterhin Siezen oder möchten wir direkt zum Du übergehen?« Da Alina in diesem offiziellen Fall nur wenig Zeit hatte, um eine vorläufige Diagnose zu stellen, wäre der schnelle Aufbau einer freundschaftlichen Vertrauensbasis wohl äußerst förderlich. Doch der junge Mann winkte nur ab, offensichtlich tatsächlich vollkommen gleichgültig.

»Nennen Sie mich, wie sie wollen, Doktor. Ich werde mich wohl kaum beleidigt fühlen.« Alina nickte und warf, während sie sich auf einem Stuhl gegenüber dem Sofa niederließ, einen verstohlenen Blick auf seine Akte, die in ihrer Hand ruhte. Xaver Gehlen. Sie machte sich eine kurze Notiz, betreffend seiner Gelassen -, und Freundlichkeit.

»Zuvor möchte ich, dass du weißt, dass ich dich in keiner Weise verurteile, Xaver«, sagte sie mit beruhigender Stimme. »Vielleicht möchtest du mir erst einmal ein wenig über dich erzählen?«

Xaver schlug die Beine übereinander und veränderte seine Sitzposition ein wenig. Offensichtlich, um es sich gemütlicher zu machen. Möglicherweise war er doch nervös? »Wissen Sie«, er beugte sich etwas nach vorne und faltete die Hände ineinander, »ich denke ich weiß, was Sie eigentlich wissen wollen. Sie möchten doch verstehen, warum ich diese beiden Männer getötet habe, nicht wahr?«

Alina blickte ihm in die schlaun Augen und entsann sich plötzlich wieder der Worte ihres alten Professors, der an einer Universität gelehrt hatte. Ein wirklich gefährlicher Mensch wirke meist sehr viel normaler und intelligenter, als es wünschenswert sei.

»Wenn du möchtest, kannst du mir auch zunächst davon erzählen«, antwortete sie freundlich, wenn auch ein wenig zu spät.

Seine Mimik veränderte sich kurz, wirkte fast ein wenig traurig, als er zum Sprechen ansetzte. »Ich verstehe ehrlich gesagt nicht wirklich, warum meine Tat so schwierig nachvollziehbar zu sein scheint. Hat man Ihnen erzählt, was vorgefallen ist, Doktor?«

Alina nickte.

»Du hast zwei Wilddiebe ermordet, als sie die Schale eines Cerapendra gewaltsam entfernen wollten.«

»Mit zwei gezielten Messerstichen, wohl gemerkt. Sie hätten eine schmerzvollere Prozedur verdient«, er zuckte mit den Schultern, »Normalerweise handle ich getreu dem Motto "Ein Leben für ein Leben". Aber in diesem Fall konnte ich wohl davon ausgehen, dass die beiden schon mehreren Käfern dergleichen angetan hatten.«

Er schien sich über das Ausmaß seiner Tat überhaupt nicht im Klaren zu sein. Der gesunde Menschenverstand war ihm wohl schon seit längerer Zeit entglitten. Dennoch entschloss sich Alina dazu, Xaver das Gefühl zu geben, zumindest ein Stück weit auf seiner Seite zu sein.

»Deine Wut war verständlich. Was sie dem Pokémon antun wollten war grausam. Aber du hättest doch die Polizei zur Hilfe rufen können. Die beiden hätten eine angemessene Strafe bekommen. Sie ...«

»Haben eine angemessene Strafe bekommen«, unterbrach er sie scharf. »Wissen Sie, wie viele Wilddiebe in diesem Wald auf Käferjagd gehen, Doktor?«

Alina ließ sich von seiner Unterbrechung nicht beeindrucken. Genau auf solche Situationen hatte sie sich jahrelang vorbereitet.

»Manche Teile des Körpers eines seltenen Käferpokémon sind sehr viel Geld wert. Das Problem ist auch den Behörden bewusst, Xaver«, verständnisvoll senkte sie ihre Stimme. »Ich weiß, dass dir die Pokémon am Herzen liegen. Immerhin studierst du sie seit vielen Jahren, nicht wahr?«

Sein plötzliches, schrilles Lachen erschrak Alina. Unwillkürlich glitt ihre Hand unter den Sitz, wo sich ein kaum bemerkbarer Alarmknopf befand.

»Sie studieren?« keuchte Xaver, sein Lachen unterdrückend, »Nein, nein, ich studiere sie nicht. Ich lebe mit ihnen. Ich will nicht herausfinden, wie ihr Leben abläuft. Ich weiß, wie es abläuft.«

Alina schielte auf seine Akte. Ihr war gesagt worden, dass dieser junge Mann stets all seine Kraft in die Erforschung von Käferpokémon gesteckt hatte. Das war ihr nachvollziehbar erschienen. Was er ihr nun erzählte, war unglaublich. Es war eine Geschichte aus einem Kinderbuch, das er vermutlich einst gelesen hatte und nun mit seinem eigenen Leben vermischte.

»Xaver«, Alina legte seine Akte zu Boden um ihm zu signalisieren, dass sie sich gänzlich auf ihn konzentrierte. »Sicher bist du oft im Wald, um die Pokémon zu sehen. Aber trotzdem triffst du dich doch mit Freunden, isst mit deiner Familie, schläfst in deinem Bett. Deshalb musst du dich nicht schlecht fühlen. Jeder Mensch braucht das.«

Xavers grüne Augen funkelten sie giftig an. Sie konnte regelrecht beobachten, wie die Wut in seinem Inneren zu brodeln begann, wenngleich seine Stimme nur wenig davon offenbarte.

»Sie haben Recht, Doktor. Ich habe eine Familie und ich treffe mich mit Freunden. Nur ist beides für mich das Gleiche. Ich esse mit ihnen zusammen und ich schlafe in meinem Bett. Leider entspricht all dies aber wohl kaum Ihren Idealvorstellungen«, er atmete tief ein, als er seine Unterhaltung fortsetzte. »Ich habe mir inmitten dieses von den Menschen so gefürchteten Waldes ein Zuhause aufgebaut. Dort lebe ich. Zugegebenermaßen vernachlässige ich den Kontakt zu meinen Artgenossen wohl ein wenig. Aber das heißt nicht, dass ich einsam bin, falls Sie das notieren möchten, Doktor. Steht das denn nicht in Ihrer Akte?«

Nun machte sich doch etwas Verunsicherung in Alina breit. Den Gerüchten befragter Dorfbewohner hatte sie kaum Beachtung geschenkt. Für sie zählten immer nur die Fakten. Jede Krankheit lief nach Schema F ab, auch wenn dies nicht immer auf den ersten Blick ersichtlich sein mochte. Oder irrte sie mit dieser Vorstellung?

Sie versuchte, das Gespräch in eine andere Bahn zu lenken.

»Manche Leute nennen dich den König der Käferpokémon. Würdest du dem zustimmen?« Xavier antwortete nicht direkt. Gedankenverloren blickte er aus dem Fenster und fuhr sich durch das Haar.

»Ich will Ihnen sagen, was ich denke, Doktor«, sagte er schließlich mit leiser, aber ernster Stimme. »Sagen Sie mir nur zuerst, ob es überhaupt irgendeinen Unterschied macht. Ich werde so oder so eingesperrt, nicht wahr? Es geht Ihnen doch nur darum herauszufinden, wo ich besser untergebracht bin.«

Einen Augenblick zu lang dachte die Psychologin darüber nach, wie sie ihrem Patient auf diese Frage am besten antworten sollte. Für einen wachen Geist konnte eine Sekunde Schweigen bereits die ehrlichste Antwort sein. Xavier hatte längst durchschaut, dass nichts, was er sagen würde, ihm seine Freiheit zurück geben konnte.

Das er lächelnd aufstand, obwohl er sich seiner prekären Situation bewusst war, konnte kaum ein gutes Zeichen sein. Alina tastete ein weiteres Mal nach dem Alarmknopf.

»Wissen Sie, warum ich Käferpokémon den Menschen vorziehe, Doktor?« fragte er und fuhr fort, ohne eine Antwort abzuwarten. »Sie überschätzen sich nicht. Sie wissen, wie gefährlich ihre Gegner sind und das ihr Leben immerzu auf Messers Schneide steht.

Man hat mich auf Waffen und Pokébälle untersucht, weil die Menschen denken, dass nur ein Mensch ihnen gefährlich werden kann. Weil die meisten Menschen der Meinung sind, ein Pokémon könnte keine eigenen Entscheidungen treffen.«

Plötzlich spürte Alina, wie etwas Kaltes und Hartes ihr Bein streifte. Entsetzt starrte die Psychologin auf ein nur dreißig Zentimeter großes Pokémon, das dennoch in der Lage sein konnte, selbst ein mächtiges Trikephalo zu Fall zu bringen. Augenblicklich betätigte sie den Alarmknopf. Ein schrilles Heulen ertönte. Dem Femicula schien dies allerdings nichts auszumachen. Panisch fuhr Alinas Blick zu Xavier.

»Keine Sorge, Doktor«, beschwichtigte er sie. »Ich tue niemandem etwas, der nichts verbochen hat. Ich weiß zwar nicht genau, wie es mit Femicula steht, aber ich denke, dass es ihm vermutlich ebenso ergeht. Sie wissen doch, wie das ist. Einen guten Freund lässt man nur ungerne allein. Man hat ihn lieber in seiner Nähe.«

Der Alarm schrillte weiter. Schwere, hastige Schritte erklangen auf dem Gang.

Alina nahm sie kaum wahr. Zitternd blickte sie zu dem Femicula und bemerkte dabei zu spät, dass Xavier das Fenster geöffnet hatte. Ein Schwall warmer Sommerluft suchte sich zusammen mit einem groß gewachsenen Ramoth seinen Weg in das Zimmer.

»Hier haben Sie ihre Antwort, Doktor«, rief der junge Mann ihr zu, während er auf den Rücken des fast schon legendären Käferpokémon kletterte. »Ich bin nicht der König der Käferpokémon. Sie brauchen keinen König.«

06 - Ruf der Wildnis

Fandom: Werewolf: The Apocalypse (Pen&Paper-RPG)

Darf ich mich vorstellen? Mein Name ist Jay. Jay Blackwood.

Ich bin nicht der, für den mich die Menschen halten. Meine Existenz bleibt stets im Verborgenen, denn wenn die Wahrheit ans Licht käme, würde es mich und sehr viele andere in Gefahr bringen. Neugierig geworden? Ich erzähle euch später mehr.

Ich bin Indianer. Zumindest zur Hälfte. Meine Mutter ist eine Cheyenne. Meinen „Erzeuger“ kenne ich nur von einem Foto. Ich weiß nur, dass er ein englischer Edelman ist und meiner Mutter den Kopf verdreht hat. Neun Monate später bin ich aus diesem Vergnügen herausgekommen.

Der Fluch meines Vaters spiegelt sich in meiner Hautfarbe wieder; ich bin weder weiß noch dunkelhäutig, eher eine Mischung aus beidem. Außerdem falle ich in einer Gruppe von nahezu schwarzhaarigen Menschen durch meine kurzen, blonden Haare und die blauen Augen auf. Daher muss ich leider oft die Anfeindungen anderer Indianer ertragen, die daraus meine Abstammung erkennen.

Aber schnell haben sie meine Fähigkeiten erkannt, denn ich bin 1.90 m groß, schlank, aber kräftig gebaut – und das macht mich zu einem unentbehrlichen Krieger.

Doch da ist noch etwas anderes, was niemals jemand erfahren darf. Man würde uns jagen, für die Forschung missbrauchen oder aus Angst töten. Die Menschen nennen uns in ihren Sagen „Ghostwalker“.

Wie meine Mutter bin ich ein Gestaltwandler, dem Stamm der Pumonca zugehörig, den Werpumas. Vor vielen Jahrhunderten lebten wir noch mit den Cheyenne zusammen, aber die Pumonca zog es irgendwann in die Abgeschiedenheit, fern von den Menschen.

Doch seit dem Krieg des Zorns verging selbst der Zusammenhalt unseres Stammes. Seither sind wir rastlose Wanderer, nirgends heimisch und immer auf Reisen, jeder auf sich selbst gestellt. Die Wildnis ist inzwischen mein zu Hause geworden. Denn Gaia hat uns aufgetragen, stets von Ort zu Ort zu streifen.

Wie alle Bastet bin ich in der Lage, zwischen fünf Gestalten zu wechseln. In den Begrifflichkeiten meines Volkes heißen diese Homid, unsere menschenähnliche Gestalt; Sokto, eine Form zwischen Tier und Mensch (eher nervig, weil die Klamotten zu klein werden); Felis, unsere gewöhnliche Tiergestalt – in meinem Fall die eines Pumas -, Chatro, die Form eines Säbelzähntigers – pardon, Säbelzahnumpumas -, und Crinos, ein riesiger, zweibeiniger Puma. In meiner Crinosgestalt wachse ich knappe zwei Meter in die Höhe, dennoch behalte ich meine Geschmeidigkeit bei.

Pure Muskelmasse, mächtige Stoßzähne und ungezähmte Wildheit, das sind dagegen die Merkmale der Chatroform –und ein wahrer Albtraum. Was ich an Geschmeidigkeit verliere, mache ich mit meiner neu gewonnenen Kraft wieder wett.

Allerdings wirken Werpumas zu anderen Bastet eher klein. Ich bin einer Leopardin begegnet, die in ihrer Crinosgestalt rund drei Meter groß war.

Menschen, die uns in Chatro oder Crinos – unseren Kriegsgestalten -, sehen, drehen total durch und vergessen meist, was überhaupt Sache war. Aber wir lassen uns niemals – NIEMALS – verwandelt sehen. Denn wir haben nur so lange überlebt, weil wir so verdammt gut darin sind, unsere Existenz nicht an die große Glocke zu hängen.

Jedoch haben all diese Formen etwas gemeinsam: Mein Fell ist in einem ungewöhnlich hellen Goldbraun gehalten, die Augen blau wie in meiner menschlichen Gestalt. Ansonsten unterscheidet sich meine Pumagestalt nicht von den herkömmlichen Berglöwen Amerikas.

Vielleicht bin ich etwas größer und schwerer, aber wen kümmert's? Wenn ein Mensch mich sieht, laufen diese gewöhnlich vor mir weg anstatt ihr Messband rauszuholen. Die anderen Formen... Nun ja, ich musste auf schmerzliche Art lernen, sie zu beherrschen.

Doch nun mehr zu meiner Person. Meine Mum traf meinen Vater im November 1994, als er auf der Durchreise war. Sie muss sehr vernarrt in ihn gewesen sein, aber viel erzählte sie nicht. Nur das ich sein gutes Aussehen geerbt hätte, aber ich weiß nicht, ob ich das als Kompliment oder Beleidigung auffassen soll.

Im Juli des nächsten Jahres wurde ich geboren. Bastet und andere Werwesen kommen entweder in Tier- oder Menschenform zur Welt. Ich bin ein Felis; ich wurde als Puma geboren.

Von meinem werten Herrn, der sich „Vater“ schimpft“, natürlich keine Spur. Nach wenigen Monaten hatte er Amerika wieder verlassen. Damals hat meine Mutter oft geweint, aber ich habe sie immer um ihre Stärke bewundert.

Und trotz der widrigen Umstände habe ich meine Kindheit wie jedes andere Kind verbracht. Denn wir Indianer leben nicht mehr so wie es in den Köpfen der meisten Menschen verankert ist. Seit die Weißen uns mehr und mehr vertrieben haben, leben wir nun in Reservaten und haben fließend Wasser und Strom. Jedenfalls jene Stammesangehörigen, die nicht den Puma in sich verborgen halten müssen. Doch Mutter wollte, dass ich unter Menschen aufwache und eine normale Kindheit erfahre. Wir spielten ein gefährliches Versteckspiel, ich weiß. Und was soll ich dazu schon sagen? Ich hatte Interessen wie jedes Menschenkind. Fußball, Autos, Mädels ärgern und Videospiele. Besonders Pokémon habe ich sehr gemocht. Ich habe es geliebt, meine Pokémon zu trainieren und gegen andere zu kämpfen.

Irgendwann ist die schöne Kindheit mal vorbei. Der Ruf der Wildnis wurde zu stark und mit ihm der Puma in mir. Dadurch waren wir gezwungen, unser „Heim“ zu verlassen und kehrten zu den versprengten Pumonca zurück.

Wir kehrten in die Wildnis zurück und trafen einige Pumonca, die als Nomaden gelebt hatten. Auch wenn wir nur ein loser Verband waren, ohne eine festgelegte Rangfolge, respektierten sie Mutter als wäre sie eine Ilani, eine Bastet vierten Ranges (ein hoher Rang bei uns).

Manchmal schlossen sich uns noch andere Pumonca, andere verließen uns.

An einem Ort verweilten wir nicht besonders lange. Ich gewöhnte mich sehr rasch an das raue Leben. Die Wildnis war meine vertraute Zuflucht, aber ich war jung, kräftig und außerdem ein geschickter Jäger. All das lernte ich von meiner Mutter. Sie war sehr stolz mich. Sie war besonders darauf bedacht, dass vor allem körperlich starke und kräftige Bastet unserer Gruppe angehörten, die das Rudel vor Eindringlichen schützen konnten.

Schließlich häuften sich mehr und mehr die Gerüchte, dass die Werwölfe aggressiver den Bastet gegenüber wurden und Einzelgänger angriffen. Dazu sollte man wissen, dass das Volk der Bastet und der Garou seit Jahrhunderten verfeindet sind.

Unsere fähigsten Krieger, darunter auch meine Mutter, waren auf der Jagd gewesen, als sie unser Lager überfallen hatten. Viele wurden getötet, ich habe erbittert gekämpft, aber es wäre beinahe vorbei mit mir gewesen, wenn nicht sie aufgetaucht wäre. Die Leopardin, die ich zuvor schon erwähnt habe. Und sie war nicht allein gewesen. Es waren zwei Balam – Werjaguare – und ein Werfuchs bei ihr. Aber ich hatte nur Augen für die Frau. Sie wütete mit solcher Kraft und Präzision; ihren Klauen und Dolchen entwischte kein Wolf. Sie war – oder ist – beängstigend, die ihren Körper meisterhaft beherrschte. Gerade das macht sie zu einer gefürchteten Assassine.

Jedenfalls kenne ich ihren wahren Namen nicht. Sie hat sich mir nur als „Letzter-Schatten“ vorgestellt. Dummerweise habe ich den Fehler begangen, sie zu fragen, ob es ihr Bastet-Name war. „Natürlich, du Idiot“, hatte sie nur gefaucht. Seitdem ist „Idiot“ oder „Blödkatze“ ihr

liebster Spitzname für mich... Generell scheint sie meine „Happy-Go-Lucky“-Art nicht auszustehen.

Die Fremden hatten die Angreifer vertrieben, nur einem glückte die Flucht nicht. Letzter-Schatten hatte ihm die Beine gebrochen und quetschte aus ihm die nötigen Informationen raus. Wohl eher folterte sie ihn, aber nun ja...

Jemand hatte uns an die Menschen verraten. Die Garou glauben, die Pumonca wären so dumm gewesen (mal davon abgesehen, dass wir uns selbst das Messer ins Fleisch rammen würden – diese dummen Flohpelze!). Nur einen Namen hatten wir, der uns quer durch die USA führte. Ich verließ die vertrauten Berge der Rocky Mountains – und landete mit Letzter-Schatten und ihren Gefährten in New York City.

Und wofür? Für gar nichts! Alles, was wir vorfanden, war nur ein Rudel Garou, welche uns schon sehnsüchtig erwartet hatten.

Wir schlugen uns tapfer, aber es waren einfach zu viele. Durch eine kleine Unaufmerksamkeit wurde ich von den anderen getrennt. Jemand hatte mich niedergeschlagen und weggeschleppt. Später wachte ich in einem dunklen Raum auf und spürte die Präsenz einer anderen Person. Von meinem Vater. Und noch dazu war er ein Werwolf. Da kann ich von Glück sagen, dass ich mehr von meiner Mutter als von meinem Vater habe. Welch ironische Vorstellung, wenn ich als Wolf geboren wäre, mitten in einem Stamm von Werkatzen. Nur schätze ich, dass die Realität nicht ganz so lustig gewesen wäre.

Dennoch, all die Mühen durchgestanden, weil er es wollte. Die alten Fehler wiedergutmachen, sagt er. Pah! Wegen diesen „Fehler“ war Mutter jahrelang unglücklich und ich bin ohne Vater aufgewachsen!

Wenigstens wusste er mehr über den vermeintlichen Überläufer. Auch wenn wir unterschiedliche Ideale hatten, hatten wir doch das gleiche Ziel: Den Verräter finden und töten.

Nur hatte ich keine Ahnung, was die Suche nach dem Phantom zwischen uns zutage bringen würde. Ich habe mir immer einen Vater gewünscht, niemals aber hätte ich gedacht, dass ich diesem Mann, nach allem, was zwischen uns stand, so nah sein könnte. Die Wut ist immer noch da, aber ich merke, wie er von Mutter spricht, dass er sie wirklich geliebt hat – oder es noch immer tut.

Möglicherweise kann ich irgendwann meinen Groll vergessen. Nun heißt es erstmal: Verräter töten! Vielleicht wird diese Aufgabe uns näher bringen?

07 - Weil ich einfach Ich sein will...

(Angelique)

Ein heller Sonnenstrahl der warmen Sommersonne kitzelte meine Augenlider, welche ich kurz zuvor geschlossen hatte. Nur einen Moment lang hatte ich versucht meinen Geist aus dem Hier und Jetzt zu führen. Einen Moment lang hatte ich versucht zu träumen. Es misslang. Denn kaum hatte ich meine rostbraunen Augen geöffnet, fiel mein Blick auf die leere Schlafstelle mir gegenüber. Den Platz, der bis vor Kurzem noch mit meinen zwei besten Freunden Stephen und Ann besetzt war und die mich verlassen hatten - womöglich für immer. Ich wünschte, ich könnte behaupten, es sei nicht meine Schuld, doch dann müsste ich mich selbst belügen. Denn war ich wirklich ehrlich zu mir selbst, so wusste ich, dass es nur meiner Schwäche zuzuschreiben war, dass sie fort waren.

Schon seit ich ein kleines Mädchen war, war ich ein schwacher Mensch. Ja, ich war der Überzeugung einen schwachen Charakter zu haben. Womöglich traf es das Wort "feige" noch eher. Oft versicherten mir meine Freunde zwar, dass diese Unsicherheit meinerseits nur in meiner Einbildung Begründung fand, doch das lag daran, dass ich ihnen nur einen kleinen Einblick in mein Innerstes gewährte. Denn eigentlich war ich wie die Natur. Ich hatte viele Seiten, viele Masken, die meinen Kern schützten und mich davor bewahrten, zusammenzubrechen und in tausend Teile zu zerfallen. In meinem Inneren war ich zerbrechlich und sprühte vor Angst. Angst, die ihren Ursprung in meiner Kindheit fand. Nie hatte mich jemand geliebt, wenn ich ihnen einen Einblick in mein wahres Ich geschenkt hatte, nie hatte ich Beachtung gefunden, wenn ich versucht hatte mir selbst treu zu sein, mich nicht zu verstellen. Gegenteiliges war der Fall. Ich hatte Verachtung geerntet, Hohn, Spott, Gelächter und Hass. Jahrelanges Mobbing hatten meine Seele geprägt und diese mit Rissen und Narben befleckt. Ich erinnerte mich an etliche Nächte, in denen ich im Schutz der Nacht meinen Tränen freien Lauf gelassen hatte und wie mein Kissen am nächsten Morgen voll Tränen getränkt war. Ich wollte nur einen Augenblick lächeln können, nur einem mein wahres Ich zeigen dürfen, doch es gab keinen. Keinen, der mich nicht mit Verachtung in den Augen angesehen hätte. Denn Eltern hatte ich keine - hatte ich nie gehabt. Mein Vater war vor meiner Geburt aufgebrochen, um Pokemonmeister zu werden und meine Mutter war bei einem Autounfall ums Leben gekommen. Ich war zu jung, um mich an sie zu erinnern. Vielleicht hatte ich schon damals eine Maske erschaffen, um mich zu schützen, vor dem Schmerz, den ich noch nicht kennen konnte.

Schon früh hatte ich gelernt, dass mich niemand lieben konnte, dass ich nicht liebenswürdig war. Wieso sollte es auch so sein? Wieso sollte mich jemand mögen? Welche meiner Eigenschaften war es denn, die mich so attraktiv machte? Meine angeblichen Stärken? Dass ich akzeptabel singen konnte, dass ich Tiere liebte, dass ich schüchtern war, dass ich Höhenangst hatte, dass ich nicht schwimmen konnte, dass ich eine schiefe, krumme Nase besaß, die durch meine kleinen rauen Lippen nur betont wurde? Oder war es doch mein ästhetischer Körper, der sich durch meine geringe Körpergröße, meine fetten Arme als auch Schenkel sowie meine rundlichen Wangen auszeichnete? Oh oder es war mein wundervolles, langes, schwarzes Haar, womit mir täglich der Look eines Gammlers gelang, da, egal wie sehr ich es wusch, wie sehr ich es mit Shampoos oder Spülungen vollstopfte, dennoch immer ungepflegt aussah. Ja, ich musste schon sagen, ich wies etliche fantastische Eigenschaften auf, die mich zu einer perfekten festen Freundin machen würden. Natürlich waren das womöglich nur Äußerlichkeiten und doch fühlte ich mich mit meinen 16 Jahren erbärmlich. Was hatte ich erreicht, seit ich zu meiner Pokemonreise aufgebrochen war? Was wollte ich überhaupt erreichen? Ich wusste es nicht. Ich wusste nicht, was ich mit meinem Leben anfangen sollte.

Seit jeher waren meine zwei Freunde die einzigen Lichtblicke in meinem Leben gewesen, die mir Kraft gegeben hatten, der Finsternis zu entfliehen und den Tag so zu nehmen, wie er war. Sie waren mir beide so nahe wie sonst keiner. Sie kannten meine tiefsten und dunkelsten Geheimnisse, alle meine Erlebnisse, meine Gedanken, meine Gefühle. Wir hatten die wildesten Abenteuer erlebt, uns immer zur Seite gestanden, in guten wie in schlechten Zeiten und ich hatte gehofft, dass es vielleicht ewig so hätte weiter gehen können. Eine Freundschaft, die fähig war alles zu überstehen, da sie bereits so gut wie alles durchgemacht und erlebt hatte. Doch ich sollte irren. Denn mit dem Alter wich auch die Unschuld aus unserer Freundschaft und die brüderlichen Gefühle, die uns drei verbanden entwickelten sich weiter und erklimmen die nächste Stufe. Eine Stufe, auf der drei einer zu viel waren. Und nun waren sie fort, weil ich nicht fähig war zu wählen - mich zu entscheiden.

Doch ich war nicht bereit, auch nur einen der beiden gehen zu lassen. Ich wollte nicht darüber nachdenken, was sein konnte, nicht überlegen, was sein würde. Wieso mussten Dinge sich verändern? Wieso mussten Kinder erwachsen werden? Konnten wir nicht alle die Welt weiter

durch Kinderaugen sehen? Waren nicht die Augen eines Kindes die unschuldigsten und reinsten? Konnte mein Zukunftswunsch nicht lauten, wieder Kind sein zu dürfen? Natürlich spürte auch ich, dass mein Geist langsam Wege einschlug, die mir eine Rückkehr zur Kindheit verwehrten, dass ich Gefühle entwickelte, die tief waren, die intensiv waren ... und doch ... ich wusste sie nicht zuzuordnen. Ich wusste sie nicht zu benennen. Denn als mich meine beiden Freunde fragten, ob und was für Gefühle ich nun für sie hegen würde und ob es eine Zukunft für zwei von uns gäbe, so wusste ich darauf keine Antwort. Wie sollte ich ihnen auch antworten können, wenn ich selbst die Antwort nicht kannte. Ich wusste nicht, was ich fühlte, wenn ich in die ozeanblauen Augen von Ann und in die jadegrünen Augen von Stephen sah. War es Liebe, die meinen Körper durchströmte? Ja, ich liebe beide, aber auf welche Weise? War es wirklich diese Liebe wie in Filmen, wie in Shippings oder wie in Büchern? Wollte ich Hand in Hand mit einem der beiden in den Sonnenuntergang laufen? Wollte ich sie mit den Augen ausziehen, bevor wir uns in einem innigen Kuss verloren? Oder wollte ich nur gehalten werden, ewig, bis der Tod mir die Entscheidung abnahm? Wer war ich eigentlich? Eine Frage, die ich mir schon lange stellen hätte sollen, eine Frage, deren Antwort ich nicht wissen wollte. Denn egal wer ich war, führte das nicht nur wieder dazu, dass ich eine neue Maske erschuf, in eine neue Rolle schlüpfte? Hatte ich überhaupt eine Möglichkeit, je ich selbst zu sein? Einerseits wollte ich schreien, schreien bis mir die Stimme versagte und doch blieb ich stumm. Und wieso? Wieso gelang es mir nicht zu leben, obwohl das Leben mich rief, obwohl es mir die Hand reichte? Vielleicht war ich auch nicht fähig, aus meinem Schneckenhaus zu kommen, nicht fähig zu leben. Konnte man lebensunfähig sein? Konnte man keinen Sinn haben? Nur existent, um sich genau das zu fragen? Wer bin ich.

Während ich die Stelle, an der meine beiden Freunde vor wenigen Stunden noch gelegen hatten, mit leerem Blick fixierte, bemerkte ich aus den Augenwinkeln heraus, wie ein Smettbo leise und anmutig an mir vorbeiflog, bevor es durch die Baumkronen des Waldes verschwand. Vielleicht war ich ja wie dieses Smettbo? Dazu bestimmt, einsam durch die Gegend zu streifen, um meinen Mitmenschen ein kleines Lächeln zu gönnen, bevor ich wieder verschwand und weiterflog. Weiterflog auf meiner unendlichen Reise ohne Ziel und ohne Plan. Flog nur des Fliegens willen, lebte nur des Lebens willen. War das wirklich das, was ich wollte? Wieso durfte ich nicht einfach ich sein? Nur für ein einziges Mal?

Während ich still die Stelle, an der das Smettbo im Dickicht verschwunden war, betrachtete, merkte ich nicht, wie eine einsame, kalte Träne über meine Wangen lief. Ich merkte auch nicht, wie in mir etwas zerbrach ...

8 - Die, die ich suche

Vom Fuße der Anhöhe, auf der sich die Sumpfgebiete ausstreckten, näherten sich Nebelschwaden diesem verlassenem Ort: jenem Spielplatz, der bereits seit ungefähr einem Jahr mein Heim bildete. Jeden Augenblick wehte mir der Sturm eine noch stärkere Böe um die Holzhörner, wirbelte ein wenig Laub auf und brachte selbst die dicksten Äste zu Fall. Beängstigendes Donnerrollen läutete einen Regenschauer ein, welcher den Boden in wenigen Sekunden durchnässte und sogar einen Geist wie mich vor Kälte zittern ließ. Die Regentropfen formten sich nach einer Weile zu Pokéball großen Hagelkörnern, prasselten auf mein ungeschütztes Haupt und klimperten auf dem Gerüst der rostigen Schaukel ein schauriges Stück. Obwohl ich mich leicht im Dickicht des den Platz umgebenden Waldes verstecken konnte, rührte ich mich keinen Meter von der Stelle, nicht weil der feuchte Grund des Sandkastens ein angenehmes Plätzchen bot, sondern da ich dazu nicht in der Lage war. Ich war in meinen Gedanken so tief versunken wie mein schattenartiger Unterleib in dem

dunkelgrauen Sand, sodass nur noch meine Maske sowie der schwarze Zipfel an deren oberer Öffnung herausluchte.

„Wo bist du?“, fragte ich in meiner Fantasie jene Person, die ich seit diesem verdammten Jahr nicht mehr zu Gesicht bekam, auch wenn meine ovalen, rosa Pupillen sie nicht erblicken konnten. In der Ferne hörte ich lautes Platschen; die Einwohner der Großstadt zogen sich durch Pfützen rennend in ihre warmen Wohnungen zurück, während ich weiterhin dem Hagel tapfer zu trotzen versuchte. Meine Gedanken schweiften zwischen dem äußeren Treiben des Sturms und meinen Gefühle umher. In meinem kleinen Kopf malte ich mir eine dunkle Silhouette aus, die Umrisse eines mageren Mädchens mit langen, strubbeligen Haaren, welche mit einer Haarklammer beisammen gehalten wurden. Dies waren die letzten Fetzen des Aussehens meiner geliebten Trainerin, welche mir selbst nach dieser langen Zeit noch in Erinnerung geblieben sind.

Als auf einmal der Wind eines der kleinen Blätter von meinem rechten Horn abtrennte, schrie ich vor Schmerzen auf, konnte mich nicht mehr konzentrieren, zog mich unter das Holzdach des Klettergerüsts zurück. Winselnd vor Furcht, dieses Unwetter und den Lärm des Donners noch länger ertragen zu müssen, krümmte ich meinen dünnen Körper und umschloss ihn mit meinen eigenen Armen.

„Warum kannst du mich nicht mehr an deinen Körper drücken? Keine Wärme mehr schenken? Warum bist du nicht hier?“ Auch wenn all diese Fragen vergebens waren, musste ich sie mir immer wieder stellen, da ich die Hoffnung nicht aufgeben konnte, sie irgendwann wiederzusehen. So abrupt wie das Mädchen verschwand, würde sie sicherlich wieder auftauchen, wenn ich es mir nur vom ganzen Herzen wünschen würde. Sie würde dort am Ende der Rutsche warten, mich mit offenen Armen empfangen, ganz sicher ...

„Ich werde immer bei dir sein, Noni“, versprach mir Marie, als sie mich zum ersten Mal aus meinem Ball hervorholte und mir diesen wunderschönen Namen für ein weibliches Paragoni wie mich gab. Ich war für sie ein Geschenk ihres Vaters und sie war für mich ein Geschenk des Schicksals. In meinem Kopf konnte ich meine Trainerin erneut vor meinen Augen sehen, wie wir zusammen auf der Straße spielten, von diesem riesigen weißen Turm die ganze Region erblicken konnten und jede Woche zusammen die Läden der Stadt nach neuen Kleidern durchforsteten. Dieses Leben hat mich fasziniert, ihre Nähe beflügelt, und obwohl sie mich nicht - wie es andere Trainer mit ihren Pokémon taten - in Kämpfe gegen Artgenossen schickte, folgte stets ein spannender Tag auf den vorherigen. Ich erinnerte mich schlagartig wieder an die violette Schleife, welche sie mir einst an mein rechtes Horn band. Wenn ich mich mal wieder vor Angst in eine Ecke verkroch, zupfte Marie nur kurz drei Mal an diesem Accessoire, um mich aufzuheitern und meine Furcht zu vertreiben. Doch ich realisierte im selben Moment, dass mir jene Schleife wie das eine Blatt irgendwann von den Händen der Lüfte genommen worden war. Das einzige, was mir von ihr blieb, waren letzten Endes jene schwammigen Bilder in meinen Gedanken, welche mein Herz am Pochen hielten. Plötzlich tauchte ein Blitz die Gegend in ein grelles Licht. Ich erschrak, purzelte Kopf über die Rutsche hinunter, landete unglücklich mit den Hörnern im Lehm steckend und konnte mich nicht rühren. Wild fuchtelte ich mit meinen winzigen Armen umher, versuchte sie mit einem Ruf zu erreichen, hoffte darauf, dass sie im nächsten Moment erschien und mich aus der Erde holte, um mich dann fest zu umarmen, nie wieder loszulassen. Doch auch diese Vorstellung konnte mich nicht beruhigen, vor allem als der Hagel zunahm und schonungslos damit begann, mich unter einer Decke aus seinen Körnern zu begraben. Ich wisperte immer wieder ihren Namen, Sekunde für Sekunde, aber mehr als eine Silhouette ihres Körpers konnten meine halbzugekniffenen Pupillen nicht wahrnehmen.

Auf einmal spürte ich, wie mich zarte Hände unter der Holzmaske packten. Mit Mühe zogen sie mich aus dem widerspenstigen Boden hinaus, drehten meinen Körper wieder herum, sodass ich in zwei strahlend blaue Seelenspiegel schauen konnte. Es handelte sich nicht um

Marie, das wusste ich sofort. Ich spürte ihre Anwesenheit im Herzen, doch nicht vor mir in der Wirklichkeit. Als mich lange, blonde Haarsträhnen kitzelten, schloss ich schockiert über die Anwesenheit eines anderen Menschen in dieser verlassenen Gegend meine Augen. Ich versuchte mich aus dem Griff der Trainerin zu befreien, welche mich gefangen hielt, doch sie ließ kein Stück locker.

„Hab keine Angst, kleines, trotteliges Paragoni“, sagte sie mit einer weichen, angenehmen Stimme, sich ein wenig über mich lustig machend. Das Mädchen führte ihre Linke zu meinem rechten Horn, trotzdem ich bereits meine Arme nach ihrem ausstreckte, um sie davon abzuhalten, was auch immer sie mit mir anstellen wollte.

„Komm, mach die Augen wieder auf. Ich möchte dich nicht ärgern. Du bist in Sicherheit“, flüsterte sie mir zu. Plötzlich zupfte sie leicht an dem grünen Blatt meines Holzhornes. Meine Erinnerungen wurden wieder wach, ich öffnete meine Augen und ein aufrichtiges Lächeln breitete sich in ihrem blassen Gesicht aus, welches wie meines von ein paar Tropfen benetzt war. Ich erwiderte es mit einem leisen Rufen, formte mit meinem kleinen Mund ein Lächeln, auch wenn mir dies schon seit Monaten schwer fiel.

„Geht doch, und nun lass uns ins nächste Pokémon-Center gehen. Sonst wirst du dich noch erkälten.“ Mit diesen Worten setzte sie mir ihren roten Hut auf, sodass kein einziges Hagelkorn mehr über die Öffnung meiner Maske fallen und auf meinen sonst brachen Kopf schlagen konnte. In einem schnellen Schritt brach sie Richtung Stadttor auf, lief über den dunkelgrauen Sand, ließ sich nicht von dem prasselnden Hagel davon abhalten, mir ihren Hut zu überlassen und mich aus diesem Sturm zu retten. Fest umklammerte sie mit ihren Armen meinen Leib und schenkte mir eine gewisse Wärme, die ich lange Zeit vermisst hatte. In diesem Augenblick dachte ich wieder an Marie. Wer auch immer dieses Mädchen war, sie erinnerte mich an sie.

Als wir uns im Raum des Durchgangstors befanden, setzte sie mich auf eine hellgrüne Theke ab. Anschließend klopfte sie den Matsch von ihren schwarzen Kniestrümpfen, hob den Kopf wieder und blickte tief in meine noch immer vor Schock weit geöffneten Augen.

„Schau doch nicht so, das bereitet einem ja Angst. Ich bin im Übrigen Serena, eine Trainerin“, sprach das Mädchen mit einem freundlichen Blick zu mir, während sie wieder die Hände nach meiner Maske ausstreckte und mich in den Arm nahm. Serena schien zu merken, dass ich mich noch immer ein wenig fürchtete, und jene Angst vor dem Moment, in dem sie auf die Idee kam, mich mit einem Pokéball zu fangen, konnte sie mir dadurch nicht nehmen. Ich war besorgt darüber, dass sie mir den Weg gänzlich versperren würde, jemals wieder bei Marie zu sein.

„Das ist die, die ich suche“, rief plötzlich eine mir bekannte Stimme. Serene schaute sich verwundert um, doch konnte keine Person in dem kleinen von dicken Mauern umgebenden Raum finden. Sie nahm an, dass dies nur eine Einbildung war.

Hinter Serenas Rücken tauchte allerdings Marie auf, in ihrem lila Rock, mit ihren strubbeligen, dunkelblauen Haaren und ihrer geisterhaft blassen Haut.

„Noni, es tut mir leid. Ich muss mein Verbrechen brechen. Damals verlor ich dich auf dem Markt von Illumina City, und an jenem Tag, an welchem ich dich daraufhin suchte, mein Leben.“ Ich konnte meine Tränen nicht mehr zurückhalten, was Serena dazu veranlasste, mich wieder an ihren Körper zu drücken. Mein Blick richtete sich jedoch auf Marie, die für Serena weiterhin unsichtbar blieb.

„Seit diesem Moment wandle ich durch die Gebäude, durch die Straßen, jage jungen Trainerinnen wie Serena Angst ein. Bis heute konnte ich dich nicht wiederfinden. Nun sehe ich, dass du lebst, es dir gut geht und du dich in ihrer Obhut befindest“, setzte sie fort und fing ebenso an zu weinen. Nachdem wenige Tränen ihre Wangen hinunterkullerten, rieb sich das Geistermädchen jedoch die Augen und begann damit, mir lächelnd zu winken.

„Lebe wohl, Noni. Serena wird dir eine gute Trainerin sein, vertrau mir.“ Als sie nach diesen Worten langsam verschwand, kuschelte ich mich dicht an Serenas Körper, welche immer noch verdutzt auf mich heruntersah.

„Es wird alles gut, Paragoni. Du brauchst nicht mehr weinen.“

9 - Sasha, die Überlebende

Genug gerannt für heute. Das reicht. Mit keuchenden Atemzügen stütze ich mich an der Hauswand des Wolkenkratzers ab, den ich gerade zu ersteigen gedenke. Oben auf dem Dach bin ich sicher. Bestimmt. Da kommen sie nicht hin. Mein Blick verschwimmt kurz. Ein deutliches Zeichen dafür, dass ich mich ausruhen muss.

Hinter mir ertönt das typische Röcheln. Nicht sonderlich überraschend. Einer ist mir offenbar doch gefolgt. Ich drehe mich um. Das Wesen war einst eine junge Frau, so wie es aussieht. Ihre Augen starren knapp an mir vorbei. Die Arme hat sie in meine Richtung ausgestreckt. Ihre Kleider sind dermaßen verdreckt, dass man von Lumpen sprechen könnte. Ich seufze traurig. Dann zwingen mich ein Grinsen aufs Gesicht. Immer fröhlich sein, Sasha, dann geht es dir besser. Denk dran. Einfach so tun, als wäre alles cool.

„Hey, alles klar bei dir? Du siehst so blass aus. Und verfault. Aber das wird schon, versprochen“, sage ich leise zu ihr. Es ist wichtig, leise zu sprechen. Laute Geräusche wirken wie eine Essensglocke. Statt einer Antwort versucht sie, ihre Zähne in meinem rechten Arm zu versenken. Ich weiche aus, springe über eine Mülltonne und hetze an der Hauswand entlang. Dank der allumfassenden Stille in New York hallen meine Schritte laut von den nackten Steinwänden wider. Das Echo dringt tief in das Labyrinth der Straßenschluchten vor. Nicht gut. Nach kurzer Zeit erreiche ich die gläsernen Eingangstüren.

„Fuck!“, fluche ich. Die linke Tür klemmt. Wider meiner Erwartungen lässt sich die andere Tür aufschieben. Klar. Der Strom läuft ja schon ewig nicht mehr. Mein geübter Blick findet die Tür zum Treppenhaus. Ich hole tief Luft. Dann durchquere ich die demolierte Eingangshalle. Eine kaputte Barrikade aus Bürostühlen soll den Weg durch die Halle versperren. Es ist mir ein Leichtes, sie zu überwinden. Man findet in ganz New York kaum mehr ein intaktes Gebäude.

Nicht seit damals. Damals ist alles den Bach runter gegangen. Und jetzt fragst du dich sicher, was genau passiert ist. Ich gebe dir die Kurzfassung: 2020 – Zombie-Apokalypse – Weltuntergang.

Zu kurz? Sorry. Zeig mir eine Romane schreibende Sportmedizinstudentin, dann reden wir weiter. Ich mache erneut Pause. Lasse mich auf die nächste Treppenstufe sinken. Tief durchatmen, Sasha. Sasha ist mein Name, falls du irgendwelche Probleme mit dem logischen Kombinieren hast. Eigentlich Natasha Halloway, aber das gilt in diesen Zeiten nichts mehr. Niemand schert sich mehr um den Nachnamen.

Eigentlich schert sich auch niemand um meinen Vornamen, vom Spitznamen ganz zu schweigen. Denn seit einem Jahr bin ich allein hier in New York. Seit einem Jahr schon ist die Welt am Arsch, wenn ich das mal so sagen darf. Ich stütze meine Stirn auf die Handballen.

Die Ruhepause brauche ich jetzt. Aufs Dach kann ich auch gleich noch.

Da kommen die Idioten nicht an mich heran. Und die nächste Frage kann ich dir quasi von der Nasenspitze ablesen. Wer sind diese Idioten? Nun, das waren mal Menschen. Früher. In einer anderen Zeit. Als noch alles in Ordnung war. Was auch immer die Welt nun terrorisiert, es hat sich in ihrem Hirn eingenistet und die Bevölkerung reihenweise umgebracht. Normale Menschen verwandelten sich in instinktgeleitete Idioten, immerzu im Fressrausch. Ein Biss und du bist fällig. Wie in einem von diesen schlechten Filmen von früher. Dieses Schicksal hat niemand verdient.

Als es noch Radio gab, nannte man diese Wesen „Wanderer“, weil sie große Strecken zurücklegen, um ihr Fressen zu finden. Andere sagten „Befallene“. Ich sage „Idioten“, weil sie eben Idioten sind. Sie sind leicht auszutricksen. Respektlos, ja, aber es hat sich bisher keiner beschwert. Ein Tropfen fällt von oben durch einen Riss in der Decke. Ich folge ihm unwillkürlich mit den Augen. Es platscht leise.

In einer Wasserlache am Boden sehe ich mein Spiegelbild. Meine Haare sind kurz. Ich schneide sie selbst ab und zu, denn wenn sie zu lang sind, behindern sie meine Sicht und die Idioten könnten leichter danach greifen. Dank der vielen Stunden im Freien bin ich stark gebräunt. Als ein weiteres Knurren an mein Ohr dringt, reicht es mir. Ich winkele das Bein an, stoße mich ab, hechte die Treppen hinauf, immer zwei oder drei Stufen auf einmal nehmend. „Danke für die Störung, Schwachkopf“, werfe ich dem Idioten hinter mir zu, der sich langsam und schwerfällig in meine Richtung bewegt. Zum Heulen. Das dreckige Treppenhaus stinkt nach Tod. Früher wurde überall gekämpft. Als es losging dachten die Militärs noch, sie könnten es bekämpfen. Sinnlos. Nichts hat geholfen. Es waren zu viele von denen.

Ich reiße eine Stahltür auf und stürze ins Freie. Die Mischung aus Hitze und Luftfeuchtigkeit verwandelt die Umgebung quasi in eine Waschküche. Es ist dermaßen schwül, dass mir nach nur wenigen Momenten mein Shirt am Leib klebt. Ich verschließe die Tür sorgsam. Dann sehe ich mich um. Hier lässt es sich eine Weile aushalten. Meinen Rucksack stelle ich an die Brüstung des Dachs. Unten in den Straßen sehe ich fünf Befallene. Ich höre ihr Röcheln von hier aus nur leise. Während ich so an der Brüstung stehe und nach unten sehe, denke ich nach. Ich bin eigentlich genau wie du. Alles, was mich von dir unterscheidet, ist der Umstand meines Überlebens. Ich musste es lernen, du nicht. Musste lernen, wie man in einer toten Stadt an Essen kommt. An Waffen. Und an Munition. Die wichtigsten Überlebensregeln in dieser neuen Welt. In der ersten Woche hatte ich noch eine Spielkonsole, auf der ich ein lustiges Spielchen gezockt habe. Ich glaube, es hieß Pokémon. Das hat Spaß gemacht. Jedenfalls so lange bis der Strom weg war. Danach musste ich mir andere Beschäftigungen suchen. Ich beneide dich allerdings auch nicht, muss ich zugeben. Du hast lediglich andere Sorgen als ich. Die nächste Klausur. Die nächste Klassenarbeit. Vielleicht hast du auch Stress mit der Familie. Das habe ich alles nicht mehr. Dafür darf ich mir Manhattan mit einigen Tausend Hirnlosen teilen, die mich zum fressen gern haben.

„Zum fressen gern. Den merke ich mir“, murmele ich. Dann fällt mir ein, dass niemand meine Witze mehr hören wird. Was soll's.

Aber genug von mir. Oder auch nicht, denn ich finde mich wirklich sehr interessant. Ich habe auch erst nach der Apokalypse damals festgestellt, was für eine gute Gesprächspartnerin ich eigentlich abgebe. Im Gegensatz zu den Alternativen, welche – zugegeben – nicht besonders redselig sind.

Vielleicht denkst du jetzt, ich wäre vereinsamt. Das stimmt natürlich. Darum drehe ich aber noch lange nicht durch. Damit wir uns verstehen: Ich komme hervorragend allein klar. Manchmal trinke ich einen über den Durst, aber das war es auch schon. Bier hält ewig. Dieses Zeug scheint nur für die Apokalypse gemacht zu sein.

Die Gebäude links und rechts sind teilweise eingestürzt. Ich gestatte mir einen weiteren Seufzer. Werde ich auf meine alten Tage noch melancholisch? Sicher doch. Eine 22-Jährige sinniert über den Zweck ihres Daseins. Das Überleben ist der Zweck.

Zum Punkt. Das Militär hat damals versucht, die Plage einzudämmen. In den großen Städten wurden Verteidigungsringe errichtet, durch die nur Lebende hindurch kamen. Das ging einige Tage lang gut, das weiß ich noch. Aber irgendwo ist immer ein Infizierter durch die Maschen geschlüpft und hat woanders noch mehr Menschen erwischt. Wir hatten keine Chance.

Ich bin müde. Auf noch mehr Anstrengung kann ich verzichten. In meinem Rucksack ist ein wenig Dörrfleisch. Die beiden Pistolen in meinen Hosentaschen sind geladen. Alles kein Problem. Ich werde eine Weile auf diesem Dach bleiben. Der Kies auf dem Dach knirscht

leise, als ich mich auf den Hintern fallen lasse. Ich lege mich auf die Steine. Meine Brust hebt und senkt sich bei jedem Atemzug. Über mir ziehen die Wolken hinweg.

Wie sehr ich sie beneide, die Wolken. Sie sind frei. Sie können treiben, wohin sie nur wollen. Sie müssen keine Angst vor dem Biss eines Befallenen oder vor dem Verhungern haben. Ich würde gern auch so frei sein. Mir macht niemand außer mir selbst Vorschriften, aber New York ist ein Gefängnis. Ich komme hier nicht raus. Allein schon weil ich nicht weiß, ob überhaupt noch irgendwo Menschen leben. Die Evakuierungen damals sind größtenteils schiefgegangen. Da die Radios noch einige Tage nach Beginn der Apokalypse weiterliefen, bekam ich zumindest einige Informationen.

Im nächsten Moment bin ich wieder hellwach. Ein schleifendes Geräusch nähert sich von links. Der Kies knirscht in unregelmäßigen Abständen. Da kommt wirklich jemand auf mich zu. Hat es tatsächlich einer von denen hier hoch geschafft? Mit einem Satz bin ich auf den Beinen. Meine Hände fahren in die Taschen. Ich spüre das kühle Metall meiner Waffen, als sich meine Finger um die Griffe schließen. Links habe ich noch sieben Kugeln. Rechts acht. Das ist etwas, was man immer wieder prüfen muss, wenn man hier überleben will.

Wenn ich jetzt einen Schuss abfeuere, bin ich den Idioten zwar los, aber das Geräusch würde meilenweit durch Manhattan zu hören sein und noch mehr anlocken. Darauf habe ich absolut keine Lust. Ich weiche dem Kerl aus. Beißen kann er mich nicht, dazu bräuchte er einen Unterkiefer. Kratzer vermeide ich allerdings auch gern. Ich packe meinen Rucksack, reiße die Tür auf. Renne weiter.

Hauptsache überleben. Ausruhen kann ich mich später.

10 - The Day before Tomorrow

Der Tag vor Morgen

„Hallo. Ich bin Jirachi, Level 31. Mein Original Trainer hat mich von seiner Smaragd-Edition auf Diamant herübergeladen. Ich bin vom Wesen naiv, meine Statuswerte sind ...“ Ich breche ab und suche in meinem Kopf nach den Statuswerten, die mir Elfi antrainiert hat. Ich muss sie unbedingt auswendig lernen!

„Mit wem redest du denn ständig?“ Ich schaue auf und sehe Alakazam auf mich zukommen. Ich finde seinen Namen ziemlich ulkig, den er jedoch hat, weil er aus einer englischen SoulSilver-Edition stammt. Wäre er in einem deutschen Spiel gefangen worden wie ich, würde er auch hier Simsala heißen.

„Ich übe“, antworte ich meinem guten Freund und umschwebe ihn. Ich bin immer wieder froh, ihn zu sehen. So viele Tauschangebote werden schnell angenommen, und meine Freunde, kaum, dass ich sie kennenlerne, verschwinden einfach. Alakazam ist bereits länger hier. „Du weißt schon! Für den Trainer, der mich einmal eintauscht. Aber diese ganzen Zahlen sind echt schwer zu merken.“

Wann tauscht mich endlich jemand?“, seufze ich tief und blicke träumend in die Ferne. „Es ist mein absoluter Herzenswunsch! Ich bin doch bescheiden, will nur für ein Mew eingetauscht werden, das nicht einmal annähernd meinen Level hat ...“

Alakazam schnaubt genervt. „Was du Bescheidenheit nennst, sind nur die Angaben, die deine Trainerin gemacht hat, als sie dich in die Globale Tauschstation hochlud. Es ist nicht deine eigene Entscheidung, für was du eingetauscht werden willst.“

Ich kichere. „Du sagst immer so schlaue Sachen! Das bewundere ich so an dir!“ Nach einer weiteren Drehung um meinen großartigen Freund, setze ich mich auf seinen Kopf zwischen die gelben Hörner und summe ein Liedchen aus Smaragd. Wie es wohl meinen ehemaligen Teamkameraden dort ergeht?

Die GTS ist eine gigantische Sphäre, eine kugelförmige Dimension, die sich beinahe unendlich in alle Raumrichtungen erstreckt. In weiter Ferne schimmert stets ein dunkelblaues Glühen; Alakazam und ich sind einmal auf mein Drängen hin an diesen entfernten Rand unserer Welt gereist. Ein seltsamer Ort ist das: Haarfeine Matrizen winziger Nullen und Einsen in wilder Kombination ziehen dort entweder von oben nach unten oder von unten nach oben. Es ist richtig interessant dort, aber Alakazam meint, es sei gefährlich. Vielleicht befürchtet er, unsere Daten könnten in dem Nichts hinter den Zahlen verloren gehen. Total übertrieben!

Auf dem blauen Hintergrund dieser Zahlenkolonnen schweben weiß leuchtende Punkte wie Sterne in der Sphäre. Es sind die Pokémon, die von ihren Trainern in die Tauschstation hochgeladen wurden – so wie ich und Alakazam. Das Simsala ist aber schon viel stärker als ich, auf Level 100. Obwohl ich ja ein Legendäres Pokémon bin, ist er damit viel wertvoller als ich. Aber trotzdem wurde er noch nicht eingetauscht. Vielleicht ist sein Original Trainer aber auch nur nicht so bescheiden wie Elfi. Vielleicht hat er viel zu hohe Ansprüche an das Pokémon, das er für Alakazam bekommen will, weswegen niemand das Angebot annimmt. „Jirachi, fällt dir etwas auf an der GTS?“, will mein Freund wissen, indem er sich in der blauen Sphäre umsieht.

Auch ich blicke mich um. Ich kann keine Veränderung erkennen; die Tauschstation sieht doch aus wie immer! „Nein, gar nix“, meine ich nur und fange an, mit Alakazams Bart zu spielen. Ich weiß, dass er das ganz und gar nicht mag, aber so ernst, wie er gerade schaut, gefällt er mir auch nicht sonderlich. Da soll er lieber sauer auf mich sein!

Doch das Simsala reagiert gar nicht darauf. „Es sind so wenig Pokémon hier“, erklärt er schließlich.

„Menno“, murmele mich nur, und tu ihm den Gefallen, mich in der GTS nach etwas umzusehen, das seinen Verdacht bestätigt. Jetzt, da er mich darauf hinweist, fällt es mir tatsächlich auch auf. „Ja, du hast Recht“, pflichte ich ihm bei und schwebe von seinem Kopf auf etwas höher.

„Was denkst du, woran das liegt?“, fragt er weiter.

Ein wenig sieht die Globale Tauschstation für mich aus, als seien von der sternenerfüllten Milchstraße nur noch wenige Sternchen übrig geblieben. „Lichtsmog vielleicht?“, kichere ich albern und tanze wieder um das Simsala. „Du bist doch der Schlaue hier. Lass uns lieber was spielen!“, verlange ich ungeduldig und ziehe meinen Freund am Bart.

Doch wieder beachtet er mich nicht weiter und spricht versonnen weiter: „In den letzten Tagen sind so viele Pokémon von hier verschwunden wie noch nie in so kurzer Zeit.“

Schließlich gebe ich seufzend auf und setze mich wieder auf seinen Kopf. „Vielleicht wurden sie ja alle eingetauscht. Haben die ein Glück! Ich hätte auch gerne ein neues Zuhause. Und es würde mich freuen, wenn Elfi ihr verdientes Mew bekommt.“

„Meinst du wirklich, sie denkt noch an dich?“, fragt Alakazam jetzt, schaut mich über seine Schulter hinweg aus müden Augen an.

„Natürlich! Ein Mew ist doch ein genauso besonderes Pokémon wie ich, und Elfi hat mich sehr lieb!“

Alakazam lacht bitter. „Denk genauer nach, Jirachi. Was meinst du, wann war sie das letzte Mal online, um nachzusehen, ob jemand ihr Tauschangebot angenommen hat?“

Ich denke kurz nach. „Hm ... ein paar Tage vielleicht?“ Hier in der GTS gibt es nirgendwo eine Uhr. Die einzige Möglichkeit, zu erfahren, welches Datum gerade herrscht, besteht nur dann, wenn sich ein Trainer einloggt. Abgesehen davon leben wir hier völlig ohne Zeit.

„Unmöglich“, behauptet Alakazam. „Allein zwischen den beiden letzten Malen, da mein Trainer nach mir gesehen hat, lagen über zwei Monate. Und schon davor war deine Trainerin nicht online.“

Ich zucke nur unberührt die Schultern. „Das heißt nicht, dass sie mich vergessen hat.“

„Es ist sogar gut möglich“, strickt das Simsala weiter, „dass sie ihr Spiel neu begonnen hat. In so einem Fall könnte sie sich gar nicht mehr in diesen Account einloggen.“

„Wie kannst du so etwas nur sagen!“, rufe ich gereizt, indem ich mich von seinem Schädel abstoße. „Das würde Elfi niemals tun! Dann wären ja auch alle meine Freunde auf Diamant weg!“

Es sieht so aus, als wolle Alakazam zu einer Erwiderung ansetzen, als über ihm plötzlich ein blaues Licht aufleuchtet. Wir schauen beide überrascht auf. Das Leuchten weitet sich auf zu einem indigofarben irisierenden Ring, in dessen Innern sich ein Wurmloch ins Unendliche erstreckt. An seinem ungreifbar fernen Ende changiert ein silberner Funke. Alakazams Trainer hat sich soeben eingeloggt!

Von der gelben Simsala-Haut steigen jetzt weißliche Blasen auf, die allmählich von dem Dimensionstunnel aufgesaugt und hinfortgetragen werden. Alakazam schaut zuerst sehr nachdenklich auf den inneren Rand des blauen Rings. Auch ich werfe einen Blick auf die Laufzeile, die sich dort im Ringelreigen im Kreise dreht: der neunzehnte Mai, nur ein paar Minuten vor Mitternacht. Irgendwie eine interessante Zeit, finde ich, so kurz vor dem Datumswechsel.

Plötzlich reißt mein Freund die Augen auf, als sei ihm gerade etwas klar geworden. Er sieht zu mir, mit einem so ernstesten Gesichtsausdruck, dass es mir Angst macht. „Jirachi!“, sagt er eindringlich und legt seine großen Hände auf meine Schultern. Ich zucke zusammen, bin aber auch erstaunt von seiner Geste. Das hat er noch nie gemacht! Ob er mich jetzt umarmt? „Es war manchmal ganz schön anstrengend mit dir“, fährt Alakazam fort. „Aber eigentlich hat es auch Spaß gemacht. Ich wünsche dir, dass Elfi dich nicht vergessen hat und dich hier wieder rausholt.“

„Lädt dein Trainer dich runter?“, frage ich; Alakazam nickt. „Dann lädt er dich bestimmt bald wieder hoch“, versichere ich ihm. „Wir werden uns ganz bestimmt wiedersehen! Und falls nicht, bin ich gegen ein Mew eingetauscht worden.“ Ich lächle. Ich weiß ganz genau, dass es so kommen wird. Es besteht also nicht der geringste Grund, so eklig ernst zu sein wie Alakazam!

Das Simsala lächelt ebenfalls, aber in seinen Augen glänzen Bitterkeit und Mitleid. Was soll das denn? „Du hast wahrlich ein naives Wesen!“ Der Hintergrund der Tauschstation lugt allmählich immer kräftiger durch seinen durchscheinender werdenden Körper. Immer mehr seiner Daten werden in Form weißer Bläschen auf SoulSilver zurückgeholt. Auch das Gewicht seiner Pranken auf meinen Schultern wird geringer.

Und verschwindet schließlich ganz. Die letzten Kugeln, in die sich mein bester Freund aufgelöst hat, werden vom Tunnel eingesaugt. Sowie das geschehen ist, schrumpft der Ring bis zur Nichtexistenz zurück.

Ich schwebe noch eine Weile an derselben Stelle. Ein wenig bin ich schon traurig, dass Alakazam jetzt fort ist. Vielleicht werde ich ihn niemals mehr wiedersehen. Aber zugleich bin ich auch froh für meinen Freund. Er wurde zwar nicht eingetauscht, was ja das höchste Ziel ist, das ein Pokémon in der GTS erreichen kann. Aber sein Trainer hat ihn zurückgenommen, wodurch er Alakazam vielleicht wieder in Kämpfen einsetzen wird. Zum Kämpfen werden wir Pokémon schließlich geboren.

Langsam setze ich mich in Bewegung. Ich muss nach vorn schauen! So viele Freunde habe ich kommen und gehen sehen; ich bin sicher, ich werde wieder neue kennenlernen. Auch wenn ich mich mit keinem mehr so gut werde verstehen können wie mit Alakazam!

In der Ferne erkenne ich am blauen Sphärenrand etwas sehr ungewöhnliches: Ein schwarzes Loch, erst nur sehr klein, das sich rasch vergrößert und über die ganze GTS ausbreitet. Ich spüre, wie es auch mich erfasst und sehr schnell einschwärzt.

Aufgeregt schaue ich mich um. Fühlt es sich so an, eingetauscht zu werden?

11 - Im Sternenlicht

Als er erwachte, war es tiefste Nacht. Unter ihm fühlte er Gras, welches noch nass vom Tau war. Jedoch hatte er keinerlei Erinnerungen an den Morgen vor alldem hier. Oder ob es überhaupt einen Morgen gab, etwas hinter diesem allumfassendem Dunkel.

Er erhob sich, wobei das Schwert gegen seine Hüfte schlug. Es klirrte leise, was ihn zusammenzucken ließ. Er erinnerte sich nicht an die Waffe und auch nicht an die lederne Rüstung, die er am Leibe trug. Nichts davon schien ihm bekannt.

Als er sich umblickte, sah er nichts als Bäume. Mit undurchdringlichen Blättern erhoben sie sich über seiner Gestalt und erinnerten ihn dadurch, dass er nur hier war, um ihrer Göttin zu dienen. Denn zu mehr waren Menschen wie er nicht erschaffen worden. Und würden nie mehr Ehre zuteil bekommen.

Denn an seine Mission erinnerte er sich. Da war nur noch ein Hauch, eine Brise seines alten Lebens in ihm und dennoch erreichte ihn die Wichtigkeit dessen, wozu er hierher gekommen war.

Doch sein Mut schwand mit jedem Augenblick, der verstrich. Denn ihm war nicht bewusst, wie er nun handeln sollte. Ob es klüger wäre, mit Vorsicht oder mit Gewitztheit voranzuschreiten.

Geh.

Die Stimme seiner Göttin geleitete ihn. Und obwohl etwas, tief vergraben in seiner Seele, ihm Warnungen zurief – er folgte.

Den Weg kämpfte er sich durch das dichte Unterholz mithilfe seines Schwertes frei. Dichte Zweige schlugen ihm ins Gesicht und fügten ihm Schrammen auf den Armen zu, denen seine Rüstung nicht standhalten konnte. Doch all dies war ohne Belang.

Geh, geh voran.

Die anfängliche leise Stimme schwoll, je weiter er sich in den Wald voran wagte, zu einem lauten Gesang an. Bald schon hatte er das Gefühl, dass nichts anderes mehr existierte als dieser Gesang, verbunden mit seinen Schritten und der Nacht um ihn herum.

Folge mir.

Als er sie sah, war er für einen Augenblick lang überwältigt.

Die Frau trug ein Kleid, dessen weiße Farbe an eine unberührte Schneedecke erinnerte. Es reichte bis zu ihren Füßen und ein Stück des Saumes schliff über den Boden, wenn sie sich bewegte. Auf dem Stoff waren keinerlei Verzierungen, nur die Ärmel waren so geschnitten, dass sie bis über ihre Fingerspitzen reichten. Wenn sie einen Fuß hob, konnte man einen flüchtigen Blick auf ihre Schuhe erhaschen. Es waren Stiefel, die bis zu ihrem Knöchel gingen und ebenfalls schneeweiß waren. Als Schmuck trug sie eine silberne Kette mit einem runden Anhänger, auf welchem sieben Edelsteine aufblitzen, sobald sie irgendeine Lichtquelle auffingen. Sie schien dem hereinbrechenden Winter zu huldigen, schien sie doch selbst die Winterkönigin zu sein.

Er war gebannt von ihr, nichts um ihn herum trug noch Bedeutung in ihrer Anwesenheit. Tritt heran.

Mit diesen Worten blickte sie ihn durchdringend an. Und als er ihr Gesicht sah, taumelte er leicht. Denn ihr Gesicht glich dem des Wächters.

„Celebi...“, flüsterte er mit belegter Stimme. Sie lächelte bloß stumm.

Die Welt um ihn herum wurde stumm, das Lied hüllte ihn ein. Er wusste nicht, wie ihm geschah.

Ich weiß, warum du hier bist.

„Woher...“

Mein ist das Wissen der Welt, Aurawächter.

Ihre Stimme hatte etwas körperloses, schwebte in seinem Kopf herum und füllte ihn dennoch gänzlich aus. Aber eine bestimmte Tonhöhe oder Ähnliches war nicht zu erkennen. Du verlangst meine Hilfe, doch ob du bereit bist, den Preis zu zahlen... Ich fühle Unsicherheit in dir. „Ihr... ich möchte Euch um Hilfe bitten, wenn Ihr es mir gestattet.“

Was verlangt dein Herz, mein Wächter?

Für einen Moment stand die Zeit still. Dann holte er tief Luft und sprach mit klarer Stimme: „Holt meine Liebste wieder zurück zu mir, Herrin. Nach mehr verzehrt sich mein Herz und meine Seele nicht.“

Sie schwieg, die Frau mit den goldblonden Haaren, welche ihr dunkles Gesicht umrahmten wie einen Heiligenschein. Einige Strähnen, die ihr in die Stirn fielen, strich sie mit einer schnellen Handbewegung fort.

Dann fixierten ihre Augen ihn. Ihre Gesichtszüge waren absolut symmetrisch, die Augen glänzten und schimmerten in einem glasklaren Ton, der an Eis erinnerte.

Der Preis ist unantastbar.

„Ich weiß. Dennoch...“, er schluckte, besann sich jedoch bald wieder. „Dennoch bitte ich Euch, Herrin, mir diesen einzigen Wunsch zu erfüllen.“

Dann musst du auf ewig bei mir bleiben. Kein Leben kann ohne ein anderes Leben zurückkehren. Du musst ihren Platz einnehmen.

Seine Augen schwenkten von ihr fort, hinauf zu den Baumkronen. Hinter den Blättern konnte er schemenhaft das Sternenlicht ausmachen.

Er sah sie an.

„Ich bezahle den Preis.“